

Jochen Strobel / Robert Vellusig

Nähe und Distanz. Elemente einer Anthropologie des Briefs Internationale und interdisziplinäre Tagung an der Universität Graz 3.–5. Oktober 2018

Wer Briefe liest, die nicht für ihn bestimmt sind, macht nicht selten die Erfahrung, einer fremden Person in der Imagination nahe zu sein. Der Briefforschung gilt das als naiv; sie sieht darin die Wirkungsmacht einer Inszenierungsstrategie, die den fiktionalen Charakter des Briefs begründet und ganz generell mit Vorsicht zu genießen ist.

Die Grazer Tagung entwickelt eine andere Perspektive: Sie betrachtet den Brief als Medium der „symbolischen Distanzregulation“ (Norbert Bischof). Gemeint sind damit jene kulturell universalen Praktiken, die die räumliche Distanz zwischen Personen durch ein breites Spektrum *symbolischer Distanzäquivalente* modulieren. Solche kulturellen Praktiken entwickeln sich aus dem elementaren Bedürfnis, zu Artgenossen eine optimale Distanz einzunehmen – jenen nahe zu sein, die einem nahe stehen; jenen aus dem Weg zu gehen, denen man nicht über den Weg traut.

Moduliert wird dabei nicht nur die *physische*, sondern mehr noch die *psychische* Distanz. Anders als physische Distanz, die von beiden Seiten aus gleich groß ist, ist psychische Distanz eine *asymmetrische Relation*; ihre symbolische Regulation lässt sich daher angemessener als Befestigung oder Verwischung einer *Grenze* fassen. In der Face-to-Face-Interaktion geschieht das auf vielfältige, nicht vorrangig verbale Weise: durch Gesten der Zu- und Abwendung, durch den Blickkontakt und die Art der Stimmführung, durch die m.o.w. vertraulichen Formen der Anrede und die Intimität der Gesprächsthemen, durch die plastischen und drastischen Ausdrucksmittel expressiver Mündlichkeit, die etwas davon verraten, wie und wonach jemandem zumute ist. Selbstdarstellung ist deshalb mehr als das, was jemand von sich sagt; es ist die Art und Weise, in der ein Ich in der Artikulation als Sinnzentrum einer Welt unmittelbar gegenwärtig wird. – Die Erfahrung, von fremden Briefen berührt zu werden, beruht deshalb nicht nur darauf, dass fremde Gefühle bei der Lektüre empathisch miterlebt werden; sie entstammt auch der Wirkungsmacht dieses *sinnstiftenden Hintergrunds* der Artikulation.

Eine anthropologische Grundlegung des Briefs als eines Mediums, das nicht nur dazu dient, Informationen auszutauschen, sondern das als *genuin literales Distanzäquivalent* Beziehungen asymmetrisch gestaltet, macht eine ganze Reihe von allgemeinen Charakteristika des Briefs verständlich und erlaubt es, deren spezifische Ausprägungen als Teil einer *anthropologisch reflektierten Kulturgeschichte* des Briefs zu begreifen. Einem solchen Projekt, das Kulturen brieflicher Artikulation aus anthropologischen Dispositionen und historischen Rahmenbedingungen herleitet, ist die Grazer Tagung gewidmet. Sie thematisiert den Brief als *Ereignis* und als *Objekt*: als *Medium* einer „zerdehnten“ Kommunikation, die auf botendienstliche oder postalische Vermittlung angewiesen ist, und als thematisch und funktional nicht festgelegte *Kommunikationsform*, die sich im beschriebenen Blatt vergegenständlicht hat.

Zur Diskussion stehen dabei die Grenzen, die der Brief markiert: Sie betreffen (1) die imaginierte Interaktion, (2) den Spielraum der Selbstdarstellung, (3) die Exklusivität sowie (4) die Zeitlichkeit und Materialität des Briefs.

1. Gruß und Anrede, Abschied und Unterschrift

Gruß- und Abschiedsformeln (sowie weitere Opener- und Closer-Elemente) stecken als m.o.w. ritualisierte Eröffnungs- und Abschlussbehandlungen der Kommunikation einen idealisierten Dialograum ab und weisen den Brief als funktionales Äquivalent eines Gesprächs aus. Zusammen mit den verwendeten Personalpronomina (dem Duzen, Siezen, Erzen und Ihrzen) und den For-

men der individuellen Anrede etablieren Sie die jeweils als angemessen erlebte psychische Distanz. Zu den kaum je bedachten Merkwürdigkeiten des Briefs gehört die Tatsache, dass sich der Verfasser, der im Brief als „ich“-Sager in Erscheinung tritt, schließlich auch beim Namen nennt. In der Ausdrucksgebärde seiner Unterschrift wird er anschaulich gegenwärtig.

2. Literale Selbstdarstellung

Die Modulation der psychischen Distanz erfolgt im Brief beinahe ausschließlich auf verbale Weise. Was sich in der Gegenwart des zwischenmenschlichen Umgangs gleichsam von selbst ergibt, muss im Brief bewusst gestaltet werden. Während es in der interpersonalen Dynamik der Interaktion einer besonderen Anstrengung bedarf, sich zu verbergen, gehört es zu den Herausforderungen des Schreibens, als Person überhaupt sichtbar zu werden. „Der Brief“, so hat Georg Simmel dies pointiert, „ist deshalb deutlicher, wo es auf das Geheimnis des Andern nicht ankommt, undeutlicher und vieldeutiger aber, wo dies der Fall ist.“ Die traditionelle Briefforschung hält diesen Andern für eine Fiktion, weil alles Sprechen und Schreiben immer schon rhetorisch determiniert sei und jede Form der Artikulation als Inszenierung zu gelten habe. Auf der Tagung soll es jedoch gerade darum gehen, diesem Subjekt, das in der Artikulationsbewegung sinnfällig wird, auf die Spur zu kommen.

3. Grenzen und Hüllen

Briefe sind individuell adressierte Texte. Die Exklusivität der Adressierung zieht um die Kommunikationspartner eine Grenze, die den idealisierten Dialograum des Briefs vor der Zutrinklichkeit Dritter schützt. Die Verhüllung der Botschaft (durch Umschlag, Siegel u.ä.) macht sinnfällig, dass hier eine individuelle Beziehung hergestellt wird, von der andere ausgeschlossen sind; im Briefgeheimnis wird diese kommunikative Grenze gleichsam als Berührungsverbot institutionalisiert.

4. Ereignis und Objekt, Frequenz und Permanenz

Briefe sind Ereignisse, die dauerhafte Spuren hinterlassen haben. – Die Zeitdimension ist für die Modulation der psychischen Distanz deshalb von besonderer Bedeutung: Die Zeit, die man sich für das Schreiben von Briefen nimmt, und die Zeitspanne, die verstreicht, bevor man auf einen Brief antwortet, werden in der Korrespondenz zu einem Indiz für den Grad an psychischer Nähe. Als Objekt ist der Brief aber zugleich der Zeit enthoben: Die flüchtige Ausdrucksbewegung hat sich im Brief zur permanenten Tat-Sache vergegenständlicht. Das macht den Brief zu einer Gabe und verleiht ihm gelegentlich auch Züge eines Fetisches, den man küssen, an sein Herz drücken, sorgfältig aufbewahren oder mutwillig zerstören kann. Auch hier vermittelt das materielle Objekt die Erfahrung einer psychischen Nähe. Persönliche Briefe sind im emphatischen Sinn Unikate; deshalb kann man sie auch fälschen.

Alle Vorträge sollen von exemplarischen Quellenkorpora (auch im diachronen Vergleich) oder epochentypischen Phänomenen (bis hin zu den Praktiken digitaler Kommunikation) ausgehen und die folgenden Ziele im Auge behalten:

1. die Diskussion einer anthropologisch fundierten Kulturgeschichte des Briefs, die in der Lage ist, Kontinuität und Wandel gleichermaßen zu erklären;
2. die Entwicklung von Kategorien, die der Spezifik brieflicher Kommunikation gerecht werden und es überdies erlauben, die ästhetischen Qualität von Briefen zu erfassen;
3. die Reflexion auf Auswahl, Quantität und Granularität der Quellenkorpora, die auch die Frage nach der Prominenz, Kanonizität und Beispielhaftigkeit einzelner Briefe einschließt.